

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.,
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Pietist und Puhmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

(Fortsetzung.)

Aber der Meister fuhr wie ein wildes Thier, das froh ist seine Beute erwischt zu haben, auf Garlieb los, faßte ihm mit der einen Hand an die Gurgel und ergriff mit der andern den schweren Arbeitshammer, dessen sich Garlieb beim Annageln seiner Bilder bedient hatte. Das tödtliche Instrument schwingend, schrie er:

„Also ein Pietist, ein Tractatenleser seid Ihr, bessern wollt Ihr mich und mit Eurer heuchlerischen Unschuldsmiene mir meine Sünden vorhalten? Einen solchen Burschen kann ich nicht brauchen, fort mit ihm, zum Fenster hinaus.“

Garlieb hatte, wie das in seinem Stande natürlich war, schon viele Trunkenbolde gekannt und wußte, daß man ihnen nur mit großer Vorsicht entgegen treten darf, wenn man sie nicht zu wirklich rasender Gewaltthätigkeit anfeuern will. Er ließ sich widerstandslos fortschieben bis zum Fenster und sah nur immer nach dem Hammer, der über seiner Schläfe schwebte, um im entscheidenden Moment wenigstens den Todesstoß von sich abwenden zu können.

Das Fenster stand noch offen und da es sehr wenig vom Fußboden entfernt war, so konnte der Betrunkene seine Drohung in der That leicht ausführen. Doch war Garlieb entschlossen sich dagegen zur Wehr zu setzen ohne um Hilfe zu rufen, weil er die Familie des Betrunkenen nicht erschrecken und durch diesen Anblick betrüben wollte. Ehe er sich jedoch dessen versah, änderte der Meister seine Stellung, warf den Hammer fort und faßte mit wahrhaft eisernen Fäusten beide Arme des schwächigen Gesellen hinten zusammen, so daß er völlig wehrlos wurde, dann drängte er rasch den Kopf desselben vornüber aus dem Fenster und wollte sich nun offenbar nur noch einige Minuten an der Todesangst seines Opfers weiden, ehe er ihm den letzten Stoß erteilte, der, wenn nicht zerschmetterte, doch zerbrochene Glieder auf dem Steinpflaster verhiel.

In ähnlicher verzweifelter Lage war der arme Garlieb noch nie gewesen, sein gutmüthiges bescheidenes Wesen und sein mäßiger Lebenswandel hatten ihn bisher stets vor Raufereien bewahrt, es mangelte ihm daher auch an jeder Gewandtheit in den Kunstgriffen derselben. Das Gefühl in persönlicher Gefahr zu schweben durch die Bedrohung eines Andern, hat für einen Mann, wenn er auch noch so viel Demuth besitzt, etwas Empörendes. Alles Ehrgefühl kochte in dem sonst so ruhigen Blute Garliebs, er biß seine weißen Zähne aufeinander und bäumte sich unter dem centnerschweren Bedrücker mit verzweifelter Kraftanstrengung. Einen Augenblick schien derselbe das Gleich-

gewicht zu verlieren von dem Stoß und Garlieb glaubte schon ihn zur Erde stürzen zu können, aber nach einigem Ringen fühlte er sich fester als zuvor gefaßt und verlor allen Halt, schwebte jetzt wirklich über dem Fenstergesims, nur gehalten von den Händen eines Betrunknen, die vor Wuth bebten und jeden Augenblick ihn fallen lassen konnten. Menschliche Hilfe war nicht mehr möglich, sein Ruf danach mußte auf der menschenleeren Straße ungehört verhallen und wäre wirklich Jemand dadurch herbeigeloßt worden, so hätte er doch nicht in das Haus gelangen und noch weniger den Betrunknen zur Vernunft bringen können. Es handelte sich überhaupt nur noch um Secunden, denn das Loslassen war jetzt die wahrscheinlichste Handlung, da Garliebs Körper zu schwer werden mußte, um von dem immerhin riesenstarken Trunkenbolde noch länger gehalten zu werden. Der arme Garlieb schloß die Augen und sandte ein rasches Gedanken Gebet zum Himmel, er fühlte plötzlich friedensreiche Empfindungen statt der Angst in sich aufsteigen, es war ihm als sollte er auf Engelschwingen zur Erde hinabgleiten, denn der fromme Gesang aus dem Fenster gegenüber erhob sich eben wieder in vollen schwellenden Tönen.

Wie im Innersten davon getroffen, zuckte der Betrunkene zusammen; mit einem raschen Griff hob er den erstaunten Garlieb aus seiner Marterstellung empor und lehnte sich selbst weit aus dem Fenster, um den Tönen zu lauschen.

Nach einer Weile hörte der Gesang auf und das Licht wurde ausgemacht; der Meister schloß das Fenster wie ein vernünftiger Mensch, setzte sich auf sein Bett und fing an bitterlich zu weinen.

Garlieb hatte sich vorsichtig in der Nähe der Thür gehalten, als wenn er einen neuen Mordanfall befürchtete und ihm bei Zeiten sich entziehen wollte; als er den großen starken Mann weinen sah, fühlte er sich auch seltsam gerührt und wäre gern tröstend ihm genahet, aber er wußte, daß Trunkenbolde durch die Einwirkung des nervenzerstörenden Branntweins in die verschiedenartigsten Stimmungen gerathen können, daß dem Zorn die Thräne folgt und ihn doch nicht löscht!

Garlieb sah es ein, daß er, um solchen Schreckensscenen sich nicht öfter auszusetzen, sobald wie möglich sein Känzle wieder schnüren und weiter wandern müsse. Es that ihm sehr leid, er hatte schon auf eine feste Heimath gehofft und sein Herz schlug unruhig bei dem Gedanken an die Pläne und Empfindungen des

eben verflossenen Abends, die nun so bitter getäuscht waren.

Als wenn der Meister erriethe was in ihm vorging, stand er plötzlich auf und wankte ihm entgegen, flehentlich bittend ihm zu verzeihen. Er war weich und sanft wie ein Kind in seinen Reden und versprach, daß er nie wieder seiner Heftigkeit gegen den Gefellen Raum geben wolle. Schließlich bat er sogar dringend und mit dem Schein größter Aufrichtigkeit, daß Garlieb ihm eine Bußpredigt aus seinem Andachtsbuche vorlesen möchte; vorher ließ er sich noch feierlich versprechen, daß der Vorfall streng verschwiegen vor seiner Familie gehalten werde, dann hörte er wirklich mit Aufmerksamkeit der Vorlesung eines kurzen Gebetes zu, das Garlieb mit bewegter Stimme vortrug, denn er faßte dabei die schöne Hoffnung einen Sünder bekehren zu können. Mit sichtlicher Zerknirschung gelobte der Meister noch einmal feierlich Besserung, bot ihm dann eine beinah zärtliche „gute Nacht“ und entschlief bald.

Garlieb trat leise noch einmal an das Fenster, seiner Gefahr mit einem Dankgebet gedenkend und seiner wunderbaren Rettung durch den Gesang, der so ergreifend auf den Meister gewirkt hatte, nachsinnend. Bis zum andern Morgen mußte er sich freilich gedulden, ehe er etwas Näheres über die Sängerin erfahren konnte. Seine große Ermüdung trieb ihn endlich auch zum Niederlegen; er konnte jedoch lange nicht einschlafen, denn der Rausch schien doch noch nicht ganz vorüber zu sein bei dem Meister. Er redete oft laut und warf sich unruhig im Bett hin und her. Garlieb horchte gespannt, aber er vermochte doch nicht den Zusammenhang der Worte zu finden und sank endlich in den gesunden Schlaf der Jugend, der die Seele frei und frisch macht.

Als er heiter und erquickt am andern Morgen erwachte, verließ er mit erneuertem Lebensmuth sein Lager und ging fröhlich hinunter in die Werkstatt, die begonnene Arbeit zu vollenden.

Es sah unten im Hause nicht so freundlich aus als er sich gedacht hatte; die Meisterin gehörte zu den Frauen, die viel Geräusch und Unbequemlichkeit durch ihre Reinlichkeitsbestrebungen und häuslichen Einrichtungen verursachen. In der Morgenfrühe ist überhaupt leicht jedes Haus unbehaglichen Uebergangsperioden unterworfen. Die Umständlichkeit des Aufräumens bringt momentan die größte Unordnung hervor.

Garlieb war gewohnt in der Häuslichkeit seiner

Mutter immer Ruhe und Harmonie zu finden; es war als wenn unsichtbare Hausgeister aufgeräumt hätten. Wie wurde man es auf störende Art gewahr, daß gewaschen oder gescheuert werden sollte. Namentlich wurden die Mahlzeiten immer mit einer gewissen Förmlichkeit vor jeder Störung und Unordnung bewahrt. Der Frühstückstisch mit seiner zierlichen Sauberkeit war wie ein Altar der Häuslichkeit anzusehen gewesen. Garlieb gedachte wehmüthig daran, als er einen Blick in die Wohnstube warf, wo zerbrochene Töpfe, schmutzige Tassen und einige Brotrreste andeuteten, wie hier gefrühstückt wurde. Die Magd putzte unterdessen die Fenster, die alle offen standen und einen furchtbaren Zug veranlaßten; die Hausfrau scheuerte eigenhändig einige Flecke auf dem Fußboden und leistete dazu, wie es manchen Personen Bedürfnis bei der Arbeit ist.

Geduldig und bescheiden wie immer beschloß Garlieb zu warten bis ihm sein Frühstück angeboten würde und begann vorläufig ohne dasselbe sein Tagewerk. Das Rauschen eines weiblichen Anzugs zog seine Aufmerksamkeit bald nach der Treppe hin. Ida Langschwarz schwebte noch geputzter als am Tage vorher herab. Er grüßte ehrsüchtvoll die elegante Dame, die eilig an ihm vorbeischnellen wollte, aber sie sah ihn doch trotzdem recht genau an und konnte nicht umhin zu bemerken, daß er bei ihrem Anblick erröthete, was seinem hübschen männlichen Gesicht wirklich einen reizenden Ausdruck verlieh und bewies, daß sein Blut in Wallung gerieth durch ihre Nähe.

Das Erröthen eines Mannes wird einem jungen Mädchen immer schmeichelhaft sein und in der Evasnatur die Neugier erregen zu erfahren, wie weit ihre Macht schon gediehen ist, um die Ebbe und Fluth eines männlichen Herzens in Bewegung setzen zu können. So hemmte denn auch Ida ihren schnellen Schritt und verweilte plaudernd oder eigentlich ein wenig kokettirend neben dem ruhigen Ambos, auf dem Garlieb seine Arbeit natürlich gleich einstellte und ihr zuhörte, indem seine Augen die Sprache des Entzückens so deutlich redeten, daß nun die Reihe des Erröthens für Ida kam. Sie brach denn auch bald verlegen das munter begonnene Gespräch ab, rief der Mutter ein Lebewohl zu und schlüpfte aus dem Hause.

Garlieb konnte es sich nicht versagen ihr ein wenig nachzusehen. Er öffnete rasch und geräuschvoll die schwere Thür in der unbewußten Absicht Idas Aufmerksamkeit zu erregen. Sie sah sich auch wirklich um, blieb stehen und warf einige Kußhändchen in die Luft. Wie vom Blitz gerührt schlug der junge

Mann die Augen nieder; das schien ihm doch zu viel Zärtlichkeit, er konnte sie doch noch nicht verdient haben und auch keine Freude daran empfinden, weil ihm das Unweibliche einer solchen Gefüßsäußerung unvereinbar mit dem Bilde schien, das er sich im Stillen von seiner Geliebten gemacht hatte. Es that ihm förmlich im Herzen weh, daß ein so liebliches Mädchen keine feinere Empfindungsweise zeigte und er wußte gar nicht wie er sich dabei zu benehmen hatte. In ähnlicher Art zu antworten, auf offener Straße, war ihm ganz unmöglich. Aber die Augen durfte er doch nicht länger niederschlagen, das mußte ihr jedenfalls gar zu albern erscheinen.

Er sah noch immer verwirrt, aber doch mit festem Blicke nach ihr hin; da wendete sie sich gerade zum Weitergehen und warf mit der fröhlichsten Anmuth und Zärtlichkeit noch ein Kußhändchen. Ihre unschuldige heitere Kindermiene fiel ihm auf, sie konnte unmöglich täuschen, auch schien es ihm als ob ihre Blicke einige Linien höher hinauf gerichtet gewesen wären. Er folgte der ungefähren Richtung und entdeckte jetzt erst, daß im obern Stockwerk Idas Vater aus dem Fenster sah und seinem davoneilenden Liebling unablässig die zärtlichsten Liebkosungen zuwinkte.

Beschämt erkannte Garlieb seinen Irrthum und schalt sich innerlich tüchtig aus über sein voreiliges Urtheil. Idas Bild stand nun in erneuter Glorie vor ihm und er dachte mit Herzklopfen, welche Seligkeit es sein würde, wenn sie ihm einstens wirklich so hold zunickte, was ihm doch eben noch so verachtungswerth erschienen war!

Als fürchtete er seine Gedanken könnten errathen werden, sah er ängstlich in die Höhe, ob der Meister seiner ansichtig geworden; dieser hatte sich jedoch schon vom Fenster zurückgezogen, aber an dem gegenüberliegenden Fenster erblickte Garlieb ein Gesicht, das ein Paar große traurige Augen auf ihn richtete. Die Sängerin vom vergangenen Abend fiel ihm ein; wenn sie es war, so glich sie der Nachtigall auch darin, daß sie nicht schön war. Mit Theilnahme gewahrte Garlieb diese großen häßlichen Züge und gedachte lächelnd seines Phantasiebildes, das ihm wie eine Engelsgestalt vorgeschwebt hatte, als er von dem herrlichen Gesange so tief ergriffen war, dem er gleichsam seine wunderbare Rettung verdankte.

Die Meisterin hatte jetzt auch endlich ihr unständliches Reinigungsgeschäft vollendet und rief ihn freundlich zum Frühstück herein, das für ihn von Neuem geordnet war. Sie schien große Neigung zu

einem gemüthlichen Plauderstündchen zu haben und Garlieb benutzte dies augenblicklich, um nach den Bewohnern des gegenüberliegenden Hauses zu fragen.

„Ach, das ist die verwachsene Tochter der alten Kohlmeiern; ja, die singt sehr schön. Ein Professor, der sie in der Kirche gehört hatte, schlug ihr vor Unterricht bei ihm zu nehmen, er hielt einen Singverein. Aber als sie kam, wollte keine von den vornehmen jungen Damen neben ihr stehen, weil ihre Mutter die Aepfelsfrau von der Ecke war. Sie drohten dem Professor, daß sie alle seinen Singverein verlassen würden, wenn er die Sängerinnen von der Straße aufnähme. Die Mutter war ganz außer sich darüber und raffte ihre Ersparnisse zusammen, um ihre Tochter nach Berlin zum Unterricht zu schicken, sie sollte aufs Theater gehen, denn der Professor hatte gesagt, daß sie Alles in Erstaunen setzen würde durch ihre Stimme. Aber es ging dem armen Ding in Berlin noch schlimmer wie hier. Sie wurde ausgelacht, mit dem Namen Kohlmeier und einem hohen Schulterblatt aufs Theater gehen zu wollen. Bergrämt und verspottet kam Christinchen zurück und wurde eine fleißige Nähterin. Alle Sonntage singt sie auf dem hohen Chor in der Kirche, sie kann nichts wie fromme Musik und schweigt den ganzen Tag, aber zuweilen übt sie sich spät am Abend noch ihre Choräle ein, Anfangs war die ganze Nachbarschaft böse darüber, aber jetzt ist man daran gewöhnt und wacht nicht mehr davon auf. Also Sie sind davon gestört worden?“

„O nein, ich habe mich daran wahrhaft erbaut,“ sagte Garlieb und wischte sich verstohlen eine Thräne aus den Augen, die bei dem Gedanken an das arme verspottete Mädchen darin aufgestiegen war. Wie unglücklich mußte sie sich fühlen, so nah an der Stufe, die zum Glanz und Ruhm führte, nur durch kleinliche Nebenumstände zurückgehalten zu sein. Wirkliche Unglücksfälle wären fast leichter zu ertragen gewesen als diese, weil sich in den Augen der unbarmherzigen Menge Lächerlichkeit daran knüpft.

„Ich möchte das arme Mädchen wohl kennen lernen; die Mutter hat mich zum Meister Langschwarz gewiesen. Ich bin ihr Dank dafür schuldig.“

„Also gefällt es Ihnen bei uns? Nun, das freut mich wahrlich, ich fürchtete schon, daß die üble Laune des Meisters gestern Abend noch sich erneuert hätte. Es ist also nichts mehr vorgefallen? Haben Sie gut geschlafen?“

„Anfangs wohl nicht, aber nachher doch,“ sagte Garlieb und wurde in Erinnerung an die Erlebnisse

der Nacht noch nachträglich roth. Ablenkend fragte er die Meisterin noch genauer nach der armen Sängerin, merkte aber bald, daß ein bedeutender Rangunterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Nachbarsfamilien gemacht wurde und daß auf keinerlei Verkehr zwischen ihnen zu rechnen war.

Als der Meister zum Frühstück ins Zimmer trat, entfernte sich Garlieb bescheiden und ging an seine Arbeit; er bemerkte jedoch mit Vergnügen, daß der stolze jähzornige Mann ihn mit einem Anfluge von demüthiger Verlegenheit und Freundlichkeit begrüßte. Es lag eine Bürgschaft darin, daß er sein Unrecht eingesehen und es nicht sobald wiederholen würde. Die Sicherheit und Annehmlichkeit von Garliebs Stellung im Hause mußte dadurch natürlich bedeutend wachsen. In der heitersten Stimmung malte er sich seine Zukunft aus, während die Arbeit ihm doppelt rasch von der Hand ging. Idas reizendes Bild schimmerte ihm aus dem Funkenregen des Schmiedeofens entgegen und der Gedanke an ihre Wiederkehr am Abend erfüllte ihn mit froher Erwartung. Der längste Tag sollte ihn nicht drücken, nahm er sich vor, wenn er die Aussicht hatte am Abend mit ihr zu plaudern und sie immer näher kennen zu lernen.

Beim Mittagessen wurde seine gehobene Stimmung jedoch schon etwas niedergedrückt. Die Zänkereien zwischen dem Meister und seiner Ehehälfte waren wieder in vollem Gange. Die reine Luft, die durch das häusliche Gewitter am Abend vorher entstanden war, hatte wie gewöhnlich nicht lange gedauert, es stiegen schon wieder zahlreiche neue Wolken auf. Auch erfuhr Garlieb, daß Ida erst sehr spät nach Hause kommen würde, da sie bis zum Ende des Balles verweilen müsse. Als er unwillkürlich eine betrübt Miene deshalb zeigte, bemerkte die Meisterin es mit mütterlichem Wohlgefallen, weil sie sehr richtig darin eine Huldigung für ihre Tochter vermuthete. Sie flüsterte ihm zu, daß er dieselbe um Mitternacht abholen könne, da die Magd, die sonst damit beauftragt war, ohnehin nicht dazu geneigt schien, so spät und bei dem kalten Wetter das Haus zu verlassen.

Hätte die Meisterin noch an dem Gefühle des jungen Mannes für ihre Tochter gezweifelt, so würde sie schnell überzeugt worden sein durch die Freubestrahlen, die sein Gesicht erhellten als ihm diese Aussicht eröffnet wurde. Lächelnd wandte sie sich ab und die Erfüllung ihrer Lieblingswünsche, einen fleißigen Handwerker, der noch dazu nicht ganz ohne eigenes Vermögen zu sein schien, als Schwiegersohn zu besitzen,

lag näher als jemals. Sie setzte sich zum Genießen dieser freundlichen Zukunftsbilder früher als gewöhnlich an ihre Näharbeit und ließ der Magd eine ungehoffte Ruhe bei der ihrigen. Auch der Meister wurde nicht beachtet und konnte ungestört an dem verführerischen Glasschrank sich zu thun machen. Garlieb sah einige Male verstohlen seinem Treiben zu, aber er wagte nicht mit einer Warnung hervor zu treten, um den Meister nicht zu beschämen und dadurch eine Abneigung gegen sich zu erwecken, die seinen beabsichtigten Besserungsversuchen nur nachtheilig werden konnte. Er tröstete sich damit dieselben aufzuschieben bis er hoffen dürfte, daß Ida ihn darin unterstützen würde. Wie leicht und süß träumte er es sich, diese Aufgabe mit ihr gemeinschaftlich zu übernehmen! Freilich trübten auch noch manche Zweifel seine rosigten Hoffnungen; konnte er denn sicher sein, daß seine rasch entstandene Neigung erwidert werden würde? Mußte er nicht fürchten, daß die junge Putzmacherin durch Versuchungen aller Art zur Eitelkeit und Weltlust gezogen und ihr der Sinn für eine ernste eheliche Bewerbung geraubt würde? Besonders wenn diese ihr keinen Glanz und keine Erfüllung der väterlichen Hochmuthsträume bringen konnte. Er wußte ja kaum, ob Ida eine Ahnung von seinen Empfindungen hatte und ob sie seiner nur im Entferntesten mit Wohlwollen gedachte.

Darüber hätte er sich wohl beruhigen können, denn es giebt fast kein Mädchenauge auf der Welt, das für dergleichen blind wäre. Ida dachte seiner, weil sie sein Wohlgefallen sehr schnell bemerkt hatte und weil er ihr persönlich einen anziehenden Eindruck gemacht. „Das Erste in der Liebe ist Sinn für einander,“ sagt der Herzenskenner Schleiermacher; das gegenseitige Wohlgefallen ist der erste Funke, an dem sich die Herzen entzünden. Es entsteht oft nur ein Strohfener flüchtiger Neigung daraus, aber auch die läuternde heilige Flamme echter Liebe muß an diesem unscheinbaren Funken entbrennen.

Ida fühlte wohl sein Glimmen, es war warm und hell in ihrem Herzen davon geworden, aber sie wendete ihre Gedanken mit mädchenhafter Scheu davon ab und bekämpfte ihr aufsteigendes Gefühl mit den Waffen des Stolzes und der Eitelkeit, zwei Mächte, die Gewalt über sie hatten, denn sie war verwöhnt durch Schmeicheleien aller Art. Die Aeußerungen ihres Vaters hatten auch in ihr die Vorstellung ausgebildet, daß sie durch eine gute Heirath sich in einen höhern Stand schwingen müsse und ihr Stolz empörte

sich heftig gegen die Möglichkeit einen Gefellen ihres Vaters zu wählen.

Auf ihrem Wege zu dem Hause des Geheimrathes zogen flüchtig diese Gedanken durch ihr Köpfchen, welches sie mit zierlichem Nicken fortwährend bewegen mußte als Erwiderung auf die vielen Grüße der Vorübergehenden. In jedem Gesicht stand deutlich geschrieben: „ei, die ist hübsch“ und die wohlgefälligen Blicke der Männer lockten immer noch ein verschönerndes Erröthen auf die frischen Wangen des jungen Mädchens. Instinctmäßig fühlte sie aber doch, daß in Garliebs Blick ein ganz anderes Wohlgefallen sich ausgesprochen, daß es ehrenvoll für sie war, während sie sich unwillkürlich ärgerte über das der andern jungen Leute, obwohl sie vornehmer waren als Garlieb, eine Eigenschaft, die bei ihr so hoch stand! —

Mittlerweile hatte sie das Haus des Geheimrathes erreicht; das Dienstmädchen nahm ihr gefällig Hut und Mantel ab wie einer Dame und brachte ihr das Frühstück in ein behagliches warmes Zimmerchen, wo ihre Putzarbeit schon bereit lag. Die Frau und die Töchter des Hauses eilten herbei und baten dringend doch ja Alles recht hübsch zu machen. Erstere verlangte eine Blondenhaube aus alten gewaschenen Stoffen wie neu hervorgehen zu sehen und letztere hofften durch Idas geschickte Hände die staubigen Ballkränze und Blumen wieder brauchbar und kleidsam zu machen. Ida wunderte sich im Stillen über diese Sparsamkeit, die in keinem Verhältniß zu den großen Kosten eines Balles stehen konnte. Aber sie sollte noch erfahren wie schwer es dem Geheimrath wurde dieselben zu erschwingen und wie seine Familie, die ihn dazu überredet hatte, wohl sich verpflichtet fühlen konnte durch Benutzung schon vorhandener Putzartikel etwas zur Verringerung beizutragen.

Die Steigerung der Ansprüche auf gesellschaftlichen Glanz ist in der That geeignet einen Familienvater der höhern Stände in Verzweiflung zu bringen. Der Luxus ist das wahre goldene Kalb der Jetztzeit; um ihm zu huldigen werden die schwersten Opfer gebracht und Märtyrthümer ertragen, die einer bessern Sache würdig wären.

Ehemals, d. h. vielleicht vor funfzig Jahren, wurde nur bei besondern Anlässen, Familienfesten u. s. w. ein Gastmahl veranstaltet; eine Kaffeegesellschaft war ein seltener Genuß und ein „Thee“ kam nur bei den Spitzen der Behörden oder steinreichen Leuten vor. Man begnügte sich die Jugend im Winter einige Mal tanzen zu lassen, wozu man „Kränzchen“ einrichtete

oder Clubs, Casinos und Ressources benutzte. Die Kosten solcher Tanzfreuden betrugen im Jahr höchstens zehn bis zwanzig Thaler für eine Familie. Jetzt ist es nicht mehr „vornehm“ auf diese billige Weise sich vortrefflich zu unterhalten; man kann nur in Privatzirkeln tanzen und jeder Beamte oder Offizier, der nicht subaltern ist, muß Gesellschaften und Bälle geben, wenn er seiner Familie Geltung, den Töchtern Tänzer und Freier verschaffen will.

Die Geheimrätin Berger hatte diese Nothwendigkeit ihrem Gatten auseinandergesetzt und er hatte sich ihr sehr ungern gefügt. Ida hörte in ihrem Arbeitszimmer, welches dicht an das seinige stieß, seine murrenden Klagen mit an. Es war allerdings einige Ursache dazu vorhanden. Alle Möbel, die den Raum beengten, wurden aus den Putzimmern entfernt und mit ohrenzerreißendem Lärme in die Stube des Geheimraths geschleppt. Gleichzeitig verrieth ein fortwährendes Geklapper von Tellern und Schüsseln, daß auch die Vorbereitungen zum Abendessen darin bewerkstelligt wurden.

„Eine Speisekammer und ein Möbelmagazin aus meiner Wohnstube zu machen, ist aber doch wirklich zu rücksichtslos gegen mich; Du hast mir doch versprochen, ich solle keine Störungen und Unbequemlichkeiten von dem Balle haben, der mir ohnehin so viele Opfer auferlegt,“ jammerte der Geheimrath.

„O über den Egoismus! Du siehst es mit an, wie ich mich abquäle. Alles elegant und doch wohlfeil einzurichten, wie ich die meisten Speisen selbst bereite, Alles schleppen helfe als wäre ich eine Magd. Du solltest lieber auch Hand anlegen, statt mir die Sache noch zu erschweren und Dich über die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten zu beklagen,“ eiferte die Geheimrätin mit athemloser Stimme, denn sie trug gerade unter großer Anstrengung einen riesigen Präsentirteller mit mehreren Schüsseln voll Häringssalat und andern Gerichten herbei, um sie auf die Kommoden und Tische zu setzen, von denen allerdings eine große Uebersahl im Zimmer des Geheimraths zusammengestellt war.

„Ich helfe ja, wo ich irgend kann, die Spielpartien habe ich schon alle aufgeschrieben und jetzt werde ich auch noch die Plätze zum Abendessen aufschreiben; sieh nur her, ich habe die Tische regelrecht gezeichnet, damit alle Personen streng nach der Rangordnung sitzen, die Präsidentin neben dem General und die Generalin neben dem Präsidenten.“

„Du mußt als Wirth die Liste auswendig lernen und Jedem sagen können, welche Dame er zu Tische führt.“

„Welche unerhörte Mühe ist das! Dein Gedächtniß ist zu schwach dazu —“

„Das muß aber sein, es geschieht auf allen Bällen; nur die jungen Leute wählen sich frei ihre Damen. Zu Tische geführt zu werden ist jetzt wichtiger für ein junges Mädchen als den Cotillon zu tanzen. Ich hoffe, daß der Hauptmann von Stein unsere Marie führen wird, er sucht gewiß eine Gelegenheit sich ihr zu erklären; sie wird reizend aussehen in dem neuen blauen Kleide —“

„Wieder ein neues? Wie soll ich diese Ausgaben bestreiten!“ sagte der Geheimrath von Neuem in seinen Jammerton verfallend. „Ich werde in Schulden gerathen — der Ball kostet wenigstens hundert und fünfzig Thaler!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Byron und Frau v. Staël.) In der sehr lesenswerthen Schrift Karl Morells „Karl v. Bonstetten“ (Winterthur, Elde) heißt es auch: Bonstetten lernte Byron kennen, als der Letztere im Juni 1816 von seiner Rheinreise, deren Frucht der dritte Gesang des „Childe Harold“ war, in Genf ankam, wo er mit seinem Gesinnungs- und Leidensgenossen Shelley die in der Nähe der Stadt befindliche auf der Savoyseite am See liegende Villa Diodati bezog, weil die Schweizerseite ganz mit Engländern übersät war. In den drei Monaten seines Aufenthaltes in Genf wurde der dritte Gesang des Childe Harold, ferner Byrons erstes eben so undramatisches als dämonisch großartiges Trauerspiel „Manfred“ und „Der Gefangene von Chillon“ gedichtet. Mit der Gesellschaft von Genf kam Byron in seltene Beziehungen. Capitän Medwin berichtet hierüber: „Ungern genirte er sich und die geistreichen Zirkel der Nachbarschaft machten ihm Langeweile.“ Medwin läßt Byron über dies folgende Bemerkungen machen, welche die Selbstgenügsamkeit des genialen Subjects, das die äußere Welt nur insoweit berücksichtigt als sie seine individuellen Neigungen befriedigt, scharf charakterisiren: „Die Schweiz ist ein Land, das mich, bei einmaliger Ansicht, befriedigt hat; in der Türkei könnte ich immer leben. Ich führte nie ein so tugendhaftes Leben als während meines Aufenthaltes in diesem Lande; aber ich gewann dadurch nichts in der Welt.“ Mit Unmuth bemerkt er ferner: „Man beobachtete mich auf der andern Seite des Sees mit Ferngläsern, die sehr verkehrt gewesen sein müssen. Man lauerte mir bei meinen Abend-

Excursionen auf man fragte mich an, daß ich alle Grifetten von Genf verderbe. Ich glaube sie hielten mich für ein Ungeheuer.“

Eine Ausnahme von der Genfer Gesellschaft machte Frau von Stael, die damals — zum letzten Male — in Coppet weilte und ihr Salon scheint der einzige Ort gewesen zu sein, den Byron besuchte. Doch auch hier fehlte es nicht an drolligen Szenen. So erzählt, nach Medwin, Byron selbst: „Irrend Jemand hatte mich der Frau von Stael als einen unmoralischen Menschen geschildert. Ich besuchte sie gelegentlich in Coppet. Eines Tages war ich zu einem ganz freundschaftlichen Essen bei ihr eingeladen und fand das Zimmer voll von Fremden, die mich sehen wollten, wie man ein ausländisches wildes Thier im Kästen sieht. Eine der Damen wurde ohnmächtig und die andern sahen mich an, als ob seine satanische Majestät ins Zimmer getreten wäre! Frau von Stael nahm sich die Freiheit, mir vor der ganzen Gesellschaft ein Kapitel zu lesen, worauf ich nur mit einer tiefen Verbeugung antwortete.“ An einer andern Stelle sagt Byron von der Stael und von sich: „Sie war ein beständiges Verhör für mich, weil sie meinen Charakter prüfen wollte, welcher ein langes Senkblei erfordert.“ Doch hinderte ihn diese freundschaftliche Inquisition nicht, über die Stael das folgende mit Bonstettens Charakteristik total übereinstimmende Zeugniß abzulegen: „Kein Weib hat so viel bonne foi wie Frau v. Stael; sie besaß wahre Herzensgüte. Die größte Theilnahme widmete sie meinem Mißverhältnisse mit Lady Byron oder vielmehr ihrem Mißverhältnisse mit mir und sie hatte einige Gewalt über meine Frau. Ich glaube, Frau von Stael that, was in ihren Kräften stand, um uns wieder auszuföhnen. Sie war das beste Geschöpf von der Welt.“

In Coppet war es denn auch, wo Bonstetten mit Byron zusammentraf. Schon am 13. Juni schreibt Bonstetten: „Die Damen zerreißen den armen Lord (Byrons Trennung von seiner Frau hatte kurz vor seiner Rheinreise stattgefunden und der gesammte Cant Altenglands fiel über ihn her) wie Bacchantinnen, die ihn unter vier Augen doch wohl recht liebenswürdig finden möchten. Das Salongeschrei von London und die Freude an einem großen Namen zu nagen sind unwiderstehlich. In seinem Auge und auf der Stirn sitzt ein tropischer Himmel mit afrikanischem Gewölk. Um seinen Mund spielen Wit und Gutmüthigkeit. In seinem Wesen ist eine gewisse Schlichterheit mit Stolz verwoben.“ Auch an Friederike Brun schrieb Bonstetten gleichzeitig: „Hältst Du Byron nicht für den größten unter den lebenden Dichtern? Alle stürmischen Leidenschaften liegen auf seinen Augenlidern. Du siehst den Korsar in seinen Blicken, die aber oft zart, gut, sanft und melancholisch aussehen.“ Und noch im October nach Byrons Rückkehr von einem Ausfluge in die Berner Alpen, kurz vor seiner Abreise nach Italien, meldet Bonstetten seinem Freunde Matthijsen: Ich war mit ihm den ganzen Abend in Coppet bei der Stael und ihrer schönen Tochter, der Herzogin von Broglie. Alles sprühte um uns von Wit und Munterkeit. Die Stael

überslog Alle. Ich kann kein Geschöpf mit Byron vergleichen. (Und Bonstetten fehlte es doch nicht an Beobachtungsgabe wie an ausgedehntester Bekanntschaft mit geistig bedeutenden Menschen.) Seine Stimme tönt wie Musfel und seine Züge sind die eines Engels. Nur bligt ein kleiner Satan seinen Spottes durch, der aber doch halb fromm ist.“

(Das Meer und das Elend.) Von dem seit fünf- und zwanzig Jahren erwarteten vielfach angekündigten Romane Victor Hugos erscheinen in diesen Tagen die beiden ersten Bände, im Deutschen unter dem Titel „Die Armen und Elenden“ bei Steinacker in Leipzig. Wir sind in den Stand gesetzt schon jetzt nachfolgende Schilderung mitzutheilen. (Das Portrait des Dichters nach einer ganz neuen vortrefflichen Photographie werden wir dagegen in einer der nächsten Nummern vorlegen.)

„Es ist Einer ins Meer gefallen!“

Einerlei! Das Schiff hält nicht an. Der Wind weht und das Schiff hat einen bestimmten Weg, den es fortsetzen muß. Es fährt weiter, der Mensch im Meer verschwindet in der Fluth und erscheint wieder; er sinkt unter und kommt herauf an die Oberfläche; er ruft und streckt die Arme aus; Niemand hört ihn. Das Schiff, das unter dem Sturme erzittert, ist ganz mit sich beschäftigt; die Matrosen und Passagiere sehen den ins Meer Gefallenen gar nicht mehr; sein armer Kopf ist nur noch ein Punkt in der Unermeßlichkeit der Wogen.

Er ruft und schreit verzweiflungsvoll aus der Tiefe. Das Schiff fliegt weiter und weiter vor dem Winde her. Er schaut ihm nach, halb wahnsinnig. Es entfernt sich, es wird undeutlicher und kleiner. Eben war er noch darauf, bei der Mannschaft, ging mit den Andern auf dem Verdeck hin und her, hatte seinen Antheil an der Lust und der Sonne, kurz war ein Lebender. Und nun? Was ist geschehen? Er glitt aus, er fiel und Alles ist vorbei.

Er befindet sich in der ungeheuern Wasserfluth. Unter sich fühlt er keinen Halt. Die von dem Winde zerrissenen und zerlegten Wellen umdrängen ihn in ihrer Häßlichkeit, die Tiefe zieht ihn hinunter, alle Wasserkumpen fliegen ihm um den Kopf, ein Wogenpöbel spuckt ihn an, eine Welle reißt ihn der andern aus den Armen; so oft er sinkt, erblickt er unter sich halb erkennbar nachtsfinstere Abgründe; grauenhafte unbekannte Gewächse ergreifen ihn, binden ihm die Füße, ziehen ihn an sich; eine Woge wirft ihn hin, die andere her; er gehört zu dem spritzenden Schaume; der unermeßliche Ocean spielt mit seiner Todesangst. All' dieses unendliche Wasser scheint Daß zu sein.

Aber der Mensch kämpft.

Er versucht sich zu vertheidigen, sich oben zu halten; er strengt sich an, er schwimmt. Er, die arme alsbald erschöpfte Kraft, ringt mit der unerschöpflichen.

Und wo ist das Schiff? Dort unten, kaum noch sichtbar in dem blaffen Dunkel des Horizontes.

Der Sturm tobt. Aller Schaum dringt auf ihn ein wie um ihn zu begraben. Er schlägt die Augen auf und sieht

nichts als die fahlen Wollen. Er ist im Sterben Zeuge des unermesslichen Wüthens des Meeres. Durch dieses Wüthen leidet er. Er hört seltsames Geräusch, das vom Jenseits der Erde oder von irgend einem grauenhaften Außen zu kommen scheint.

Hoch oben an den Wollen giebt es Vögel wie es Engel giebt über der menschlichen Noth; aber was nützen sie ihm? Sie fliegen, singen, schweben; er röchelt.

Er fühlt sich durch die beiden Unendlichen eingehüllt, das Meer und den Himmel. Das erste ist das Grab, der zweite das Leichentuch.

Es wird Nacht. Stunden lang schwimmt er schon und seine Kräfte gehen zu Ende. Das Schiff, das ferne Ding, auf dem Menschen waren, ist verschwunden; er fühlt sich allein in dem furchtbaren dunkelnden Schlunde; er sinkt, er erstarrt, er windet sich, fühlt unter sich die Wogen des Unsichtbaren und ruft noch einmal.

Menschen sind nicht mehr da. Wo ist Gott?

Er ruft. Jemand! Jemand!

Am Horizonte nichts, am Himmel nichts.

Er sieht den Raum an, die Wogen, das Meergras, die Klippen; Alles taub. Er betet zum Sturme; der Sturm gehorcht nur dem Unendlichen.

Um ihn her nichts als Dunkel, Rebel, Einsamkeit, stürmisches und unbewusstes Toben und endloses Uebereinanderschlagen der wilden Gewässer. In ihm Grauen und Ermattung. Unter ihm die unendliche Tiefe und kein Halt, keine Stütze. Er denkt an das, was dem Leichname in dem unbegrenzten Dunkel bevorsteht. Die Kälte lähmt ihn. Die Hände schließen sich krampfhaft. Die Winde, die Wollen, die Wirbel und Wogen, die Sterne selbst nützen ihm nicht. Was soll er thun? Der Verzweifelte giebt sich auf; der Müde ergiebt sich ins Sterben; er läßt sich sinken, er läßt geschehen was da will und die schauerliche Tiefe verschlingt ihn.

O unbarmherziger Gang der menschlichen Gesellschaft! Wie viele Menschen, wie viele Seelen gehen auf Deinem Wege zu Grunde! Du Ocean, in dem Alles versinkt was das Gesetz fallen läßt! O moralischer Tod!

Das Meer ist die unerbittliche sociale Nacht, in welche die Straffjustiz ihre Verurtheilten wirft. Das Meer ist das unermessliche Elend.

(Der diesjährige Wiener Carneval.) Wien steht unter den Hauptstädten Europas am meisten im Geruche der Sucht Pariser Sitten und Unsitten nachzuahmen, heißt es in der A. A. Ztg. Der heurige Carneval liefert dazu einen Beleg, das Maskentreiben, das einen Umfang gewann wie noch niemals zuvor. In der Nacht vom letzten Faschingstage zum Aschermittwoch waren mindestens 200,000 Menschen auf den Beinen, um sich carnavalistisch zu vergnügen und acht bis zehn Procent dieser Menge waren maskirt. Es äußerte sich eine Art Gier den Becher des Vergnügens bis zur Reize auszu-

leeren; der demi-monde, der, Dank den altwienerischen Traditionen, immer noch in einer gewissen Zurückgezogenheit zu leben genöthigt ist, trat, wenn nicht unverhüllt, doch verlarvten Antlitzes zwar nicht an das Licht des Tages, aber doch an das der Gasflammen kühn hervor. Er fand das Treiben hinter der Alles ausgleichenden Coullisse der Larve so bequem, so einladend, so vorthellhaft. Die Larve bot den Schild unter dem tausendfältige sonst noch von der Sitte verpönte Annäherungen ungetadelt stattfinden mochten. Darum war aber auch in Wien der Gebrauch der Larve noch ein allgemeiner, während er in Paris exceptionell ist.

Die Unternehmer der Wiener Maskenbälle haben schon im vorigen Jahre den *Debardeur* importirt. Der *Debardeur* ist die sich selbstverläugnende Weiblichkeit, die Herausforderung, der personificirte *Caneau*. In Frankreich und Italien urwüchsig, heimisch, bildet er hier nur ein exotisches Gewächs, eine Art Schauspiel, ein künstliches Präparat. Denn es giebt hier wohl ein Paar Hundert Ballettmädchen, die vom Theater her gewohnt sind in Veinkleidern herumzulaufen — aber Grisetten und Grisettenwirtschaft giebt es zur Zeit in Wien noch nicht.

So gewann es oft den Anschein als sei der Wiener *Debardeur* über sich selbst in Verlegenheit, als schäme er sich, so zu sagen, seiner nächtlichen Existenz, als sei er nur Staffage für das Ganze. Zur Ehre der vergnügungslüsternden, aber doch nicht moralisirenden Stadt kann man hoffen, der *Debardeur* werde hier niemals recht heimisch werden. Er paßt nicht in den Rahmen der hiesigen Sitten und Gewohnheiten, nicht zu dem rauhen Klima mit der beständig wechselnden Temperatur, sei es auch nur der Lungenschwindsuchten und latharischen Affectionen wegen, denen er hier ausgesetzt ist.

Die Maskenzüge in Italien, so wie der Ball der großen Oper in Paris, haben ein wesentlich nationales Gepräge. Neben dem elegantesten Domino bewegt sich dort ungezwungen das Mädchen aus dem Volke. Nicht so in Wien. Hier zersplittert sich das Carnevalsvergnügen nach socialen Gruppen. Zur letzten Redoute strömten wie gewöhnlich die distinguirten Leute; im Dianasaal versammelte sich die Blüthe des demi-monde; im Sophienaal wirbelte schon der quart-monde, während im Elysium und bei Schwender die untere und unterste Bourgeoisie, einschließlich der Domestikenwelt, vertreten war.

Die reichste Ernte hielt überall die Schaulust, die an Blumen, Lichterglanz, bunten Lappen, hellen Farben ihre Freude hat. In der That war es erregend, wenn man in dem schmucken, hochgewölbten, gut ornamentirten Saal der Diana, der Göttin der Jagd, folglich auch der „Hege“ — womit der Wiener Dialekt den Begriff eines wilden Treibens verbindet — mehrere hundert Paare nach den Klängen eines stürmischen Galopps von einem Ende des spiegelglatten Tanzbodens zum andern hinrasen sah.